

Der Zeugnisauftrag der Gemeinde Jesu Christi¹

Peter Stuhlmacher

Das Stichwort „Mission“ hat heute für viele aus triftigen und weniger triftigen Gründen einen negativen Beigeschmack. Gleichwohl geht es um eine für Christen grundlegende Sache. Nach dem Neuen Testament ist darunter nämlich die Sendung zur Bezeugung des Evangeliums Gottes von Jesus Christus zu verstehen, und zwar die Sendung durch den auferstandenen und zur Rechten Gottes erhöhten Christus selbst. Das Hauptziel dieser Sendung ist es, möglichst viele Juden und Heiden für den Glauben an den Christus Jesus zu gewinnen. Die Mission in diesem Sinne ist vor allem den besonders erwählten „Sendboten“ des Christus Jesus, den Aposteln, anvertraut; der Zeugnisauftrag richtet sich aber auch an die christliche(n) Gemeinde(n), die durch ihr Glaubensleben mitten im Alltag der Welt Zeugnis ablegen soll(en) von der heilsamen Herrschaft Jesu Christi. Ich werde im Folgenden von „Mission“ und „Sendung(sauftrag)“ in dem biblisch angegebenen Sinn sprechen und halte wenig davon, in der heutigen Diskussion auf eines der beiden Worte oder sogar auf alle beide zu verzichten. Solcher Verzicht führt nur zu einer Geringschätzung oder sogar Ausblendung des christlichen Zeugnisauftrags, und beidem darf man gegenwärtig nicht Vorschub leisten.

I

Vom Zeugnisauftrag der Gemeinde Jesu Christi sprechen wir heute angesichts einer großen Krise, welche die großen evangelischen Volkskirchen erfasst hat und noch lange nicht bewältigt ist. Spätestens seit der sog. Wende im Jahr 1989 sind sie auch in Deutschland mit dem Umstand konfrontiert, dass im Herzen Europas die Zeit abgelaufen ist, in der Christentum und Gesellschaft eine gewisse Einheit bildeten und man von Kirchen reden konnte, zu denen das ganze Volk gehört. Auch die römisch-katholische Kirche ist von dieser Entwicklung betroffen. Die europäische Christenheit muss lernen, sich wieder als Minderheitenreligion zu verstehen, und sie muss aus diesem Umstand angemessene Konsequenzen ziehen. Diese Konsequenzen sind im Oktober 1999 auf der Zweiten Europäischen Bischofskonferenz in Rom und einen Monat später auf der EKD-Synode in Leipzig diskutiert worden. Sie betreffen nicht nur die

¹ Überarbeitete Fassung eines Vortrages, den ich am 18. Oktober 1999 auf Einladung der evangelischen Erwachsenenbildung in Herford gehalten habe.

künftige Ordnung und Finanzierung der Kirche, sondern auch und vor allem ihre missionarische Ausstrahlung und Verpflichtung. In den evangelischen Volkskirchen ist seit langem ein Glaubens- und Meinungspluralismus gepflegt und darauf gedrungen worden, dass ganz verschieden denkende und handelnde kirchliche Gruppen einander tolerieren. Dieses spannungsvolle Miteinander findet in einer kirchlichen Minderheitensituation rasch seine Grenzen. Mit ihm wird nämlich nicht nur die durch die Bibel gestellte Frage nach der einen Wahrheit des Evangeliums umgangen, die den Glauben begründet, sondern es wird auch vermieden, von verbindlichen Charakterzügen eines christlich-kirchlichen Lebens zu sprechen. Ohne die eine Wahrheit des Glaubens hochzuhalten und ohne klare Maßstäbe für ein christlich-kirchliches Leben zu setzen und zu praktizieren, kann die Gemeinde Jesu Christi ihren missionarischen Zeugnisauftrag nicht wirksam wahrnehmen. Kirchen und Gemeinden, in denen alle dogmatischen und ethischen Katzen grau sind, haben keinen Zeugniswert, weil sich niemand an ihnen reiben oder ein positives Beispiel nehmen kann.

Unter den damit nur angedeuteten Umständen ist es nicht weiter verwunderlich, dass die Impulse zur Mission in den vergangenen Jahrzehnten immer schwächer geworden sind. Die aus der Inneren Mission des 19. Jh.s herausgewachsene kirchliche Diakonie wird heute noch sehr gern gesehen, weil sie Kommunen und Staat sozial entlastet. Problematisch wird die Diakonie erst, wenn kirchliche und gesellschaftliche Maßstäbe für soziales Handeln auseinandergehen; die erregte Debatte um die Konfliktberatung schwangerer Frauen ist ein Musterbeispiel dafür. Während die Diakonie noch weithin akzeptiert wird, steht die aktive Wahrnehmung des christlichen Zeugnisauftrages in der Öffentlichkeit nicht hoch im Kurs. Mission hat den Ruch von sektiererischem Eifer und stößt weithin auf Ablehnung, und zwar in den volkswirtschaftlichen Gemeinden ebenso wie in der Öffentlichkeit. Die Begegnung und der Dialog mit den großen nichtchristlichen Religionen hat gegenwärtig Konjunktur. Aber der Ruf zur Bekehrung von Heiden und Juden zu dem Christus Jesus stößt auf breite Ablehnung, und bei ihm geht es um den Kernpunkt des biblischen Zeugnisauftrages. Für das Gesagte nur drei Beispiele (aus eigenem Erleben):

1. In der Universität Tübingen mussten und müssen wir noch immer einen Streit über die Frage ausfechten, ob eine Evangelisch-theologische Fakultät (die künftige Pfarrerinnen und Pfarrer sowie Religionslehrerinnen und Religionslehrer auszubilden hat) einen missionswissenschaftlichen Lehrstuhl braucht oder nicht. In der Universitätsöffentlichkeit wird von maßgeblichen, der Kirche durchaus nicht ablehnend gegenüberstehenden Professoren die Meinung vertreten, die Fakultät könne auf einen solchen Lehrstuhl verzichten, weil Mission etwas Friedensfeindliches an sich habe, das heute geistig nicht mehr zu verantworten sei.

2. In dem (lesenswerten!) Informationsbuch von Ursula Spuler-Stegemann „Muslime in Deutschland“ heißt es: „Der Islam und das Christentum sind beide missionierende Religionen, der Islam heutzutage in vielen Ländern aller Erdteile mit erheblicher Expansionskraft. Die Christen hingegen haben ihr frü-

heres missionarisches Engagement gegenwärtig weitgehend aufgeben und konzentrieren sich heutzutage eher auf den Dialog und auf soziale Hilfen ...“.²

3. Wer heute in unserem Land für das Evangeliumszeugnis auch gegenüber Juden eintritt, sieht sich alsbald nicht nur mit dem Vorwurf konfrontiert, die Juden, die doch schon beim Vater sind, noch einmal zum Vater bringen zu wollen und den ungekündigten Bund Gottes mit Israel zu übersehen. Ihnen wird auch vorgeworfen, aus der deutschen Vergangenheit nichts gelernt zu haben und den Holocaust mit anderen Mitteln fortsetzen zu wollen. Wenn man in der von ganz unterschiedlichen Meinungen und Emotionen bestimmten Diskussion über die Mission weiterkommen will, muss man zweierlei vermeiden: Man muss das (reichlich anmaßende) Fehlurteil vermeiden, die von Deutschen gemachten geschichtlichen Erfahrungen und die daraus abgeleiteten Urteile seien für die ganze Welt maßgeblich, und man darf die Orientierung an der Heiligen Schrift nicht preisgeben, wie das leider allenthalben eingerissen ist. Die sich aus der deutschen Geschichte heraus ergebende Sicht über Zulässigkeit und Unzulässigkeit von Heiden- und Judenmission ist für uns eminent wichtig, aber sie kann schon deshalb nicht ökumenisch maßgeblich sein, weil andere Völker seit mehr als 150 Jahren sehr andere Erfahrungen mit der Mission von Heiden und Juden gemacht haben als wir. Gleichzeitig gilt: Wenn wir nicht mehr bereit und fähig sind, uns (auch) in den Fragen der Mission an der Heiligen Schrift zu orientieren, hat die Evangelische Kirche keine Existenzberechtigung mehr. Sie steht und fällt seit der Reformation mit der geistlichen Erlaubnis und Pflicht, sich in ihrer Lehre und ihrem Leben immer wieder neu am Zeugnis der Schrift auszurichten, und sie gibt sich geschichtlich auf, wenn sie es anders hält. Die Evangelische Kirche hat gegenwärtig viele Probleme, die sich auf die eine oder andere Art lösen lassen werden. Nur eines wäre wirklich verheerend, wenn sie den Grundsatz „Die Schrift allein!“ aufgeben oder nicht mehr wagen würde, ihn zu praktizieren.

II

Wenn wir es wagen, uns in der kirchlichen Umbruchsituation, in der wir uns befinden, an der Heiligen Schrift zu orientieren, und fragen, welchen Auftrag die Kirche Jesu Christi hat, gibt uns die Schrift das Evangelium Gottes von Jesus Christus vor und weist auf den Befehl des lebendigen Christus hin, dieses Evangelium allen Völkern der Welt zu verkündigen (vgl. Mt 28,16–20; Joh 17,18.20).

2 U. Spuler-Stegemann, *Muslime in Deutschland*, Freiburg 1998, 286. Die Autorin verweist zur Begründung auf folgendes Zitat aus dem „gemeinschaftlich von der Arnoldshainer Konferenz, der Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) und dem Lutherischen Kirchenamt Hannover herausgegebenen Taschenbuch: Religionen, Religiosität und christlicher Glaube, Gütersloh 1993, 129: „Wir sind als Christen gegenüber den anderen Religionen nicht der überlegene Inhaber der Wahrheit ... Die Religionen sind keine *Missionsobjekte*, sondern haben selbst Stimme, denn Gottes Welthandeln kommt in ihnen auf uns zu.“ (a.a.O., 286 Anm. 461).

Missionsauftrag und Evangelium sind so fest miteinander verbunden, dass Abstriche an dem Missionsauftrag Abstriche am Evangelium bedeuten und Abänderungen am Evangelium Abänderungen des missionarischen Verhaltens der Kirche nach sich ziehen. Wie brisant und aktuell diese Feststellung ist, können wir daran ablesen, dass wesentliche Kräfte in unserer Evangelischen Kirche auf Abänderung des Missionsauftrages drängen und damit (tiefgreifende) Differenzen im Verständnis des Evangeliums deutlich machen, die aufzuarbeiten sind, ehe es zu spät ist.

Inhalt und Rang des Evangeliums sind uns beispielhaft in den vier Evangelien und den Paulusbriefen vorgegeben. Im Evangelium wird der dreieinige Gott offenbar. Genauer: Das Evangelium ist die von dem einen Gott autorisierte Botschaft, dass der messianische Erlöser, den die Propheten Israel und den Heidenvölkern angekündigt haben, in Jesus (von Nazareth) erschienen ist. Der Gottessohn wurde „geboren aus dem Geschlecht Davids nach dem Fleisch und ist nach dem Geist, der heiligt, eingesetzt als Sohn Gottes in Kraft durch die Auferstehung von den Toten“ (Röm 1,3–4). Gott hat seinen eigenen Sohn auf Golgatha „um unserer Sünden willen“ in den Tod gegeben und am Ostermorgen „um unserer Rechtfertigung willen auferweckt“ (Röm 4,25). Alle Heiden und Juden, die an den für sie gekreuzigten und auferweckten Christus glauben und ihn als Retter und Herrn der Welt bekennen, werden der ewigen Rettung teilhaftig (Röm 10,9–13). Der auferstandene Christus selbst hat die Apostel berufen und ausgesandt, um das Evangelium von seiner Herrschaft Juden und Heiden zu verkündigen (Röm 10,14–17; Mt 28,16–20), und er hat seine Wiederkunft für den Tag verheißen, an dem das Werk dieser weltweiten Mission abgeschlossen sein wird (Mk 13,10; Mt 24,14). Indem die Christen Jesus nachfolgen, am Evangelium Gottes von Jesus Christus festhalten und dem bis heute noch nicht zu Ende gebrachten Missionsauftrag folgen, sind sie „Salz der Erde“ und „Licht der Welt“ (Mt 5,13–14). Wenn sie dagegen Abstriche am Evangelium machen und den Sendungsauftrag vernachlässigen und sich den Verpflichtungen der Nachfolge entziehen, sind sie zu nichts mehr nütze und werden von der Geschichte zertreten werden (Mt 5,13b). So steil diese Sätze klingen, so unmissverständlich sind sie in der Bibel selbst vorgegeben.

Um den christlichen Missionsauftrag genau zu erfassen, sind noch einige Klarstellungen nötig.³

1. Die Reichweite des berühmten Tauf- und Missionsbefehls aus Mt 28,16–20 ist universal. Er lautet:

„Aber die elf Jünger gingen nach Galiläa auf den Berg, wohin Jesus sie beschieden hatte. Und als sie ihn sahen, fielen sie vor ihm nieder; einige aber (man kann auch übersetzen: sie aber) zweifelten. Und Jesus trat herzu und sprach zu ihnen: Mir ist

³ Vgl. zum Folgenden meinen Aufsatz: Zur missionsgeschichtlichen Bedeutung von Mt 28,16–20, EvTh 59, 1999, 108–130.

gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“

Wenn der auferstandene Christus sagt, ihm sei von Gott *alle* Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben (vgl. Dan 7,14), ist er Herr *aller* Völker der Welt. Die Mission, zu der er die Jünger aussendet, ist deshalb die Sendung zu Heiden *und* Juden und nicht nur zu den Heiden allein. Die Apostel haben Jesu Auftrag auch stets in diesem universalen Sinne verstanden. Sie haben von Jerusalem aus unter Juden und Heiden missioniert und auf dem sog. Apostelkonzil vereinbart, dass Paulus und Barnabas das Evangelium zu den Heiden, Petrus, der Herrenbruder Jakobus und Johannes aber dasselbe Evangelium zu den Juden tragen sollen (Gal 2,8–10). Bei der apostolischen Mission geht es um die Verkündigung des Evangeliums gegenüber allen Menschen, und die Juden sind sogar diejenigen, denen das Evangelium Gottes von Jesus Christus zu allererst gilt (Röm 1,16).

2. Nach Mt 28,19–20 sollen die Apostel zu allen Völkern der Welt gehen, sie auf den Namen des dreieinigen Gottes taufen und sie lehren, allem zu folgen, was Jesus seinen Jüngern befohlen hat. Die Apostel sollen also aus Juden und Heiden, die nicht an den Christus Jesus glauben, Jünger und Nachfolger Jesu machen. Im Matthäusevangelium heißt die bereits von Jesus verkündigte Botschaft, welche die Jünger auch nach Ostern weitertragen sollen, „das Evangelium von der Gottesherrschaft“ (Mt 4,23; 9,35; 24,14; 26,13). Die Gottesherrschaft, von der im Evangelium die Rede ist und um deren Kommen Jesus im Vaterunser beten lehrt, meint nicht nur ein geistiges Weltregiment Gottes, sondern die Israel von dem einen Gott durch die Propheten verheißene Herrschaft Gottes über sein Eigentumsvolk und die ganze Welt. Diese Herrschaft soll ausgeübt werden durch den Messias aus dem Geschlecht Davids, der nach 2Sam 7,14 der Sohn Gottes und nach Dan 7,13 der (himmlische) Menschensohn ist. Zentrum des Gottesreiches und zugleich Mittelpunkt der Erde soll der Zion(sberg) in Jerusalem sein (Jes 2,2–4; 56,7; Mi 4,1–4). Dass mit dem „Evangelium von der Gottesherrschaft“ diese konkrete Sicht der zukünftigen Dinge gemeint ist, geht aus Dan 7,22.27 und Apg 1,6; 3,21 unmissverständlich hervor. Am Ende der Mission soll nach Apg 1,6 die Aufrichtung des „Reiches für Israel“, d.h. die Zeit beginnen, „in der alles wiedergebracht wird, wovon Gott geredet hat durch den Mund seiner heiligen Propheten von Anbeginn“ (Apg 3,21).

3. Mit der Erscheinung vor den Jüngern auf dem Berg in Galiläa (Mt 28,16) tritt der lebendige Christus nicht nur im „Bezirk der Heidenvölker“ auf (Mt 4,15; Jes 8,23), sondern im Nordteil des alten Israel. Galiläa war zwar in neutestamentlicher Zeit durch Samarien von Judäa getrennt, hatte aber z. Z. der großen israelitischen Könige David und Salomo zu Großisrael hinzugehört. Dieses Großisrael war für Israel und die Apostel das irdische Vorbild für das endzeitliche Gottesreich. Wenn man dies beachtet, wird viel besser verständlich, weshalb die Heilsverheißung der Aufrichtung des Reiches Gottes nach biblischem Ver-

ständnis zuerst den Juden (und nur zusätzlich auch den Heiden) gilt. Das Ziel der Geschichte Gottes mit der Menschheit ist nach dem Neuen Testament nicht der Triumph der Kirche, sondern Gottes Herrschaft über das neugewordene Gottesvolk, und dieses endzeitliche Gottesvolk wird aus der durch das Evangelium geretteten „Vollzahl der Heiden“ und aus allen Juden bestehen, die in dem Christus Jesus den verheißenen messianischen Erlöser erkannt haben (Röm 11,25–32). Nach Ps 87 wird dieses Gottesvolk aus Heiden und Juden im himmlischen Jerusalem seine Mutter entdecken (vgl. Gal 4,26) und vom Zion bekennen: „Alle meine Quellen sind in dir!“

4. Wenn die Urchristenheit von dem Herrn Jesus Christus spricht, meint sie niemals nur einen Christus und Herrn, der bloß von den bekehrten Heiden Herr und Messias genannt wird, während die Juden noch auf einen anderen Erlöser und Herrscher warten, sondern die biblischen Texte meinen stets den Israel und den Völkern von Gott gesandten Messias, dem Gott mit der Auferweckung und Erhöhung zu seiner Rechten die göttliche Würde und Aufgabe der Herrschaft über alle Völker und Kreaturen übertragen hat. Man kann diese universale Bedeutung der Anrede Jesu als „Herr“ aus dem von Paulus in Phil 2,6–11 angeführten Christuslied klar erkennen. Außerdem muss man sich daran erinnern, dass „Jesus Christus“ bzw. „Christus Jesus“ ursprünglich gar keine Eigennamen, sondern Nominalsätze waren, in denen das Zeitwort zu ergänzen ist: „Jesus *ist* (der) Christus“ oder „(Der) Christus *ist* Jesus (und niemand sonst)“. Nach dem Neuen Testament steht es niemandem frei, auf einen anderen Christus zu hoffen als auf den, der bereits in der Person Jesu erschienen ist. In dem johanneischen Christuswort: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich“ (Joh 14,6) kommt der exklusive Wahrheitsanspruch des neutestamentlichen Christuszeugnisses klassisch zum Ausdruck.

5. Nachdem die großen Apostel Petrus und Paulus sowie der Herrenbruder Jakobus zwischen 62 und 64 n. Chr. den Märtyrertod gestorben waren, die Urgemeinde ins Exil nach Pella im Ostjordanland gegangen und Jerusalem im Jahre 70 durch die Römer zerstört worden war, waren die Apostelschüler gezwungen, einen Neuanfang zu machen. Sie haben damals die Tradition der großen Apostel und des Herrenbruders aber nicht preisgegeben. Ganz im Gegenteil haben sie sie festgehalten und auch den universalen Missionsbefehl neu eingepägt. Wie sich an Joh 17,18–20 schön ablesen lässt, haben die Apostelschüler die von den Aposteln begonnene, aber noch nicht zum Abschluss gebrachte Weltmission fortgeführt. Wir kennen in den ersten christlichen Jahrhunderten kein Datum noch einen Beschluss, von dem an die Christen die Weltmission aufgeben hätten oder programmatisch von der Juden- zur Heidenmission umgeschwenkt wären. Einen Gedanken haben sie allerdings schärfer gefasst als zuvor: Von der Zeit des Paulus an heißt Mission nicht nur öffentliche Proklamation des Evangeliums und Unterricht im christlichen Glauben durch Evangelisten und prophetische Wanderlehrer, sondern auch Glaubenswerbung durch

das vorbildliche Gemeindeleben der Christen. Die christlichen Gemeinden der Anfangszeit waren zahlenmäßig sehr kleine, sozial überschaubare Hausgemeinden, die sich um eine intakte (Groß-)Familie scharten und im Hausvater oder in der Hausmutter (Patronin) ihre natürlichen Leitungsfiguren sahen. Die erstaunliche Ausbreitung des Christentums in der Spätantike ist nicht nur Frucht einer öffentlichen Evangeliums predigt, sondern auch Folge des den Nichtchristen einleuchtenden Lebens dieser christlichen Hausgemeinden gewesen. Die Glaubenstreue, die Martyriumsbereitschaft und die vorbildliche Praxis des Liebesgebotes durch die bis ins 4. Jh. hinein blutig verfolgten Christen haben die Kirche Jesu Christi zur Weltkirche anwachsen lassen.

Wenn wir heute auch in Europa wieder zur christlichen Minderheit werden, sollten wir uns an die biblischen Vorgaben und die missionsgeschichtlichen Erfahrungen der Alten Kirche erinnern. Sie verbieten alle Resignation und zeigen, dass eine ganz kleine Anzahl von Christen mit Gottes Hilfe ganz große Dinge wirken kann, wenn sie nur treu zu ihrem Zeugnisauftrag steht.

III

Angesichts der biblischen Vorgaben und wegweisenden Missionserfahrungen der Alten Kirche, sollten wir uns abgewöhnen, immer nur zu fragen, was wir Heutigen noch mit den alten biblischen Traditionen und kirchlichen Erfahrungen anfangen können. Wir sollten viel häufiger wagen, uns (mit Luther) der Schrift zuzuwenden und die Frage zu stellen, was uns der Heilige Geist durch das überkommene Wort der Schrift sagen will. Die aus Altem und Neuem Testament bestehende Bibel ist uns nicht dazu anvertraut, dass wir immer wieder Abstand von ihr nehmen und nur noch dann und wann auf einzelne biblische Geschichten und Aussagen zurückgreifen. Sondern sie ist uns überliefert und anvertraut, damit wir uns immer wieder neu in sie einlesen und so lange hinhören, bis wir entdecken, dass in den Texten der Bibel nicht nur von früheren Generationen die Rede ist, sondern dass sie auch uns meinen. Echtes evangelisches Bibelverständnis ist von der bewussten Erinnerung an die Texte der Schrift geprägt, und das hat Konsequenzen für unsere Themenfrage.

1. Die erste Konsequenz besteht darin, dass wir über die protestantisch eingeübte und immer wieder auch wohlgelungene Übernahme von Verantwortung durch einzelne Christen im Alltag der Welt hinausgehen und eine Einsicht aufnehmen, die Manfred Stolpe schon lange vor der Wende geäußert hat, als er noch Konsistorialpräsident der evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg war. Stolpe hat darauf hingewiesen, dass die evangelische Kirche (im Bereich der früheren DDR) nur dann fortbestehen werde, wenn jedes Glied dieser Kirche während seines Lebens wenigstens einen Menschen für den Glauben an Christus Jesus gewinnen und in die Gemeinde mitbringen werde. Diese Einsicht kann man auf der Schwelle zum 21. Jh. nur noch einmal bekräftigen und auf die Kirche im ganzen wiedervereinigten Deutschland ausweiten. Die Kirche

darf sich nicht in der (notwendigen!) diakonischen Arbeit an den Kranken und gesellschaftlich Benachteiligten erschöpfen, sondern sie muss auch wieder ihre missionarische Sendung wahrnehmen. Bei dieser Sendung geht es nicht mehr nur um (die Unterstützung der) Mission in überseeischen Ländern. Vielmehr geht es um das missionarische Verhalten jeder Gemeinde und jedes Gemeindeglieds in unserem eigenen Land. Unser Missionsfeld liegt wieder – wie in der Alten Kirche – in der eigenen Familie und vor der eigenen Haustür. Deshalb haben die evangelischen Bischöfe Werner Krusche und Theo Sorg schon vor Jahren geraten, die Gemeinden möchten sich (wieder) zu einem missionarisch einladenden Verhalten durchringen.

Der nachbarschaftliche Zeugnisauftrag in unserem bereits stark entchristlichten Europa ist unabweisbar, aber für viele Gemeindeglieder und Pfarrer(innen) noch ganz ungewohnt, ja sogar beängstigend. Um dem Auftrag zum christlichen Zeugnis in der neuen Lage, in die wir gestellt sind, gerecht werden zu können, bedürfen die Frauen und Männer in den Gemeinden und die Gemeinden als Ganze der Stütze und Schulung gleichzeitig. Sie muss von anderen Christen in der Gemeinde und aus den Kirchenbezirken kommen, die für die missionarische Schulung zu sorgen haben. Es gibt bereits ermutigende Beispiele dafür. Aus Zeitgründen verweise ich nur auf das von evangelischen, katholischen und freikirchlichen Gemeinden (eines Kirchenbezirks) gemeinsam getragene Projekt „*neu anfangen*“, das mancherorts bereits mit Erfolg erprobt worden ist.⁴ Das Projekt setzt voraus, dass die missionarische Herausforderung, vor der die Christen in Deutschland stehen, erkannt, angenommen und die Gemeindefarbeit auf sie abgestimmt wird. Leider sind die Widerstände, die sich gegen „*neu anfangen*“ und andere Arten von volksmissionarischer Aktivität regen, noch immer groß. Denn solche Aktivität verlangt nicht nur die Abkehr von der gewohnten volkshkirchlichen Mentalität und eine Umstellung des Gemeindeverhaltens von der Komm-Struktur zur Geh-Struktur. Sondern sie macht auch bewusst, dass ein Christentum, in dem jede Art von Glaubensdenken und moralischem Verhalten akzeptabel erscheint, keinen Zeugniswert mehr hat.

2. Die zweite Konsequenz betrifft die Frage des Evangeliumszeugnisses gegenüber den Juden.⁵ Wir werden in der seit Jahren leidenschaftlich geführten Debatte über die sog. Judenmission nur weiterkommen, wenn wir lernen, einige

4 Weitere Missionsprojekte werden in dem Votum des Theologischen Ausschusses der Arnoldshainer Konferenz: *Evangelisation und Mission*, Neukirchen 1999, 77ff, genannt.

5 Zur Notwendigkeit und Art und Weise dieses Zeugnisses hat Eberhard Jüngel kürzlich in überlegter Art und Weise Stellung genommen; vgl. sein Referat zur Einführung in das Schwerpunktthema »Mission« der EKD-Synode am 8. Nov. 1999, epd-Dokumentation 49, 1999, 1–12. Jüngel schreibt: „... ‚Christ, der Retter ist da!‘ Diese Wahrheit darf ... niemandem vorenthalten, muss also auch Israel gegenüber angezeigt werden. Aus der Bezeugung des Evangeliums in Israel ist ja die Kirche hervorgegangen. Sie müsste ihre eigene Herkunft verleugnen, wenn sie das Evangelium ausgerechnet Israel gegenüber verschweigen wollte. Dass das Evangelium Israels ureigenste Wahrheit ist, daran zu erinnern haben die Apostel sich verpflichtet gewusst. Aus dieser Verpflichtung kann auch die Kirche nicht entlassen werden“ (a.a.O., 5).

Gegebenheiten zu respektieren, und es wagen, in dem nunmehr in die dritte Generation gehenden jüdisch-christlichen Dialog auch wieder die ganz zentralen und strittigen Fragen nach Jesu Messianität, nach der Heilsbedeutung des Christusbekenntnisses usw. anzusprechen.

2.1 Die *erste* Gegebenheit besteht in der Unteilbarkeit des Zeugnisauftrages, den Jesus seinen Jüngern erteilt hat. Das Evangelium Gottes von Jesus Christus soll und will Juden und Heiden gleichermaßen bezeugt werden; den Juden sogar zu allererst. Allerdings darf der Unterschied zwischen beiden nicht verwischt werden. Nach dem Neuen Testament sind nur die Heiden aufgerufen, sich von ihren Götzen zu dem allein wahren Gott zu bekehren und in dem Sohn Gottes ihren endzeitlichen Erlöser zu sehen (1Thess 1,9–10). Die Juden gehören zum erwählten Gottesvolk und stehen damit in einer ganz besonderen und kraft der Gnade Gottes auch unverbrüchlichen Verbindung mit dem allein wahren Gott. Ihnen sind die Abrahamsverheißung und das Gesetz gegeben, und sie bedürfen deshalb zu ihrer endzeitlichen Errettung nur der heilsamen Einsicht, dass der Israel verheißene messianische Erlöser in dem Christus Jesus bereits erschienen und mit der Auferweckung zum Herrn der ganzen Welt erhöht worden ist. Dieser Einsicht haben sich z. Z. des Neuen Testaments nur erst wenige Juden, darunter die Zwölf Apostel, Paulus und der Herrenbruder Jakobus geöffnet, während die Mehrheit Israels dem Evangelium gegenüber verschlossen blieb. Juden gegenüber kommt es also vor allem auf das Christuszeugnis an. Denn trotz ihrer besonderen Gottesnähe wird ihnen das endzeitliche Heil nach allgemeiner neutestamentlicher Überzeugung nur durch die Mittlerschaft des Christus Jesus zugänglich. Paulus freut sich über jeden Juden, der gegenwärtig schon den Christus Jesus als Herrn bekennt, fügt aber in Röm 11, 25–32 hinzu, „ganz Israel“ werde nur dadurch gerettet werden, dass ihm am Ende der Zeiten der Christus-Erlöser vom Zion her erscheint und das Gottesvolk von seinen Sünden befreit.

2.2 Die *zweite* Gegebenheit ist das endzeitliche Ziel der apostolischen Weltmission. Wenn dieses Ziel erreicht ist, wird es nach Mk 13,10; Mt 24,14 zur Wiederkunft Christi kommen, und mit ihr beginnt die Aufrichtung des Reiches Gottes gemäß den Israel zugesprochenen Verheißungen (vgl. Apg 1,6; 3,21). Entgegen der Auffassung maßgeblicher Kirchenväter ist die (seit dem 4. Jh. n. Chr. vor allem von bekehrten Heiden geprägte) Kirche noch keineswegs mit dem Reich Gottes identisch. Sie stellt nur erst die Vorhut und in gewissem Sinne das Modell des neuen Gottesvolkes aus Juden und Heiden dar. In dieser Funktion hat sie die Wiederkunft Christi missionarisch vorzubereiten. Bei der Bezeugung des Evangeliums vom Reich Gottes gegenüber Juden kann es also *nicht* darum gehen, sie durch die Taufe auf den Namen des dreieinigen Gottes zu Gliedern der Heidenkirche zu machen und zur Aufgabe ihrer durch die Erwählung gesetzten jüdischen Identität zu nötigen. Sondern es geht darum, die Juden zu Jesus zu führen und zu jüdischen Jüngern Jesu zu machen, die dem von dem Christus Jesus angeführten neuen Gottesvolk ebenso angehören wie bekehrte Heiden. In dieser Hinsicht haben die Kirchen noch enorm viel zu lernen.

2.3 Die *dritte* Gegebenheit besteht darin anzuerkennen, dass es nicht nur in neutestamentlicher Zeit, sondern (auch) heute wieder eine ganze Anzahl von jüdenchristlichen Gemeinden gibt, deren Glieder sich zu dem Christus Jesus bekennen.⁶ Sie gehen vor allem in Israel einen schweren Weg zwischen den etablierten Konfessionskirchen, denen sie wegen deren heidenchristlicher Prägung nicht zugehören wollen, und der rechtlich verfestigten jüdischen Überzeugung, als Jude könne man zwar vieles und möglicherweise sogar Agnostiker sein, aber nicht Christ, denn ein Jude gehe mit dem Bekenntnis zu Christus seiner jüdischen Identität verlustig. Diese Ansicht ist geschichtlich falsch und bedarf der Korrektur. Es ist für Christen auch nicht hinnehmbar, wenn ihre an Jesus glaubenden jüdischen Glaubensgenossen im christlich-jüdischen Dialog nur als Störenfriede oder Verrückte angesehen werden, die keinen Respekt verdienen. Würden wir diese Art von Urteil dulden, würden wir ein ähnliches Versäumnis begehen wie unsere Eltern und Großeltern in der Hitlerzeit, als sie es unterließen, sich in Deutschland schützend vor ihre jüdischen Mitchristen zu stellen. Wenn die messianischen Juden aber als Glaubensgenossen ernstgenommen werden, kann und darf man sie unmöglich daran hindern, in Israel oder Deutschland eigene missionarische Aktivitäten zu entfalten. Von Gal 6,10 her ist das Gegenteil geboten: Wir sollten die Entstehung und den Weg der messianischen Gemeinden in Israel, Europa und den USA mit Sympathie begleiten und sie auf ihrem Glaubensweg im Maße des uns Möglichen unterstützen.

2.4 Die *vierte* Gegebenheit besteht schließlich in der Erblast der Kreuzzüge und der christlichen Missionsgeschichte. In den ersten drei Jahrhunderten haben Juden und Heiden die Christen blutig verfolgt. Vom 4. Jh. an hat dann aber das zur Staatsreligion aufgerückte Christentum durch Verfolgung und Zwangsbekehrungen entsetzliche Schuld gegenüber den Juden auf sich geladen. Aufgrund dieser Erfahrungen ist das Stichwort „Mission“ für viele Juden zum Schreckenswort schlechthin geworden. Wir Deutschen haben im 20. Jh. durch die vor allem von Deutschen zwischen 1933 und 1945 zuerst geplante und dann auch systematisch durchgeführte Vernichtung des europäischen Judentums noch zusätzlich größte Schuld auf uns geladen. Diese geschichtliche Erblast nimmt uns trotz der Sündenvergebung, in der (auch) wir als Christen stehen dürfen, bis auf weiteres das moralische Recht, Juden missionarisch gegenüberzutreten. Aber diese besondere deutsche Situation schließt nicht aus, dass Christen aus anderen Ländern Juden weiterhin als Christuszeugen begegnen. Sie können mit den geschichtlich gewachsenen jüdischen Traumata und Ängsten anders umgehen als wir Deutschen und haben auch noch Möglichkeiten, den christlichen Zeugnisauftrag gegenüber Juden glaubwürdig zu erfüllen. Sie erfüllen ihn vor allem in der Weise, dass sie den messianischen Juden in Israel und

6 Aktuelle Informationen über diese Gemeinden finden sich bei A. Hornung, *Messianische Juden zwischen Kirche und Volk Israel*, Gießen (Brunnen Verlag) 1995, und in: *Facts & Myths About the Messianic Congregations in Israel*, Survey conducted by K. Kjaer-Hansen and B. F. Skjott, Mishkan 30–31, Jerusalem 1999.

anderswo helfen, ihre jüdisch-christliche Identität zu finden und ihren eigenen Zeugnisweg weiterzugehen. Es geschieht kein Unrecht, wenn wir diese Unterstützung messianischer Juden gutheißen und fördern.

Die Kirchen in Deutschland werden in den letzten Jahren immer wieder von jüdischer Seite her gedrängt, missionarische Bemühungen von Judenchristen gegenüber Juden zu unterbinden, die hier bereits wieder ansässig geworden sind oder neu einwandern. Dieses Drängen ist in gewissem Maße verständlich. Aber man kann ihm nur nachgeben, wenn man meint, Abstriche an dem universalen christlichen Zeugnisauftrag machen zu können. Da man die Herrschaft des lebendigen Christus nicht in eine Herrschaft über Heiden und eine andere über Juden aufteilen kann, sind solche Abstriche unmöglich. Dem jüdischen Drängen ist also zu widerstehen, und der rhetorisch überspitzten Behauptung, christliche Mission unter Juden sei nur die Fortsetzung des Holocaust mit anderen Mitteln, ist zu widersprechen. Die Behauptung negiert die Bemühungen z. B. des Caspari Center in Jerusalem, an Jesus Christus glaubende Juden in ihrem Glauben und ihrer jüdischen Identität zu fördern, und ist einem echten Dialog zwischen Juden und Christen abträglich.

IV

Über der leidenschaftlichen Debatte über die sog. Judenmission dürfen wir nun aber nicht den Blick dafür verlieren, dass die Kirchen mittlerweile in Deutschland mit einem weiteren Missionsproblem konfrontiert sind, das sie bisher unterschätzt haben. Der expansive Islam betrachtet mittlerweile ganz Europa als Missionsfeld und entfaltet eine ganze Reihe von missionarischen Aktivitäten. Von christlich-kirchlicher Seite ist das Studium des Islam bisher viel zu sehr vernachlässigt worden. Heute ist man in den christlichen Gemeinden noch keineswegs hinreichend vorbereitet auf die täglichen Kontakte mit den (vor allem türkischen) Muslimen, die unsere direkten Nachbarn geworden sind. Wir müssen uns deshalb endlich klarmachen, dass die Begegnung mit Muslimen die genaue Kenntnis und Würdigung ihrer religiösen Traditionen und Sitten einschließen muss. Frau Spuler-Stegemann macht in ihrem eingangs erwähnten Buch darauf aufmerksam, dass ein Teil der unter uns lebenden Muslime der Überzeugung ist, Deutschland und ganz Europa würden sich über kurz oder lang dem Islam zuwenden. In der Tat wirkt der Islam auf religiös entwurzelte Europäer anziehend, weil er im Gegensatz zum Christentum eine einfache Glaubenslehre, klare Regeln für alle Lebensbereiche, soziale Geborgenheit im Kreise Gleichgesinnter und eine klare Zukunftsperspektive bietet. Die Zielgruppen indirekter und direkter islamischer Mission sind z. Z. Jugendliche, Menschen ohne religiöse Bindung, aber auch Pfarrer und Kirchengemeinden, die den Muslimen zwar Gelegenheit bieten, sich den Christen in ihrer Eigenart vorzustellen, aber auf diese Vorstellung nicht mit einer entsprechenden Darstellung des Christentums reagieren. Kenner des Islam machen seit langem darauf aufmerksam, dass es religiöse Toleranz zwar in Europa gibt, aber nicht in den vom

Islam bestimmten Ländern des Nahen Ostens oder in Afrika. Ganz im Gegenteil werden in der Türkei und in Ägypten Christen, die sich als solche zu erkennen geben, nicht nur polizeilich schikaniert, sondern sogar regelrecht verfolgt. Wir müssen deshalb darauf achten, dass in unseren Begegnungen mit Muslimen nicht länger mit doppeltem Maß gemessen wird. Es ist richtig und gut, wenn wir die Muslime in ihrer religiösen Lebensführung gewähren lassen, und es ist höchste Zeit, dass junge Muslime in unseren Schulen eine eigene Form von Religionsunterricht erhalten.⁷ Aber genauso richtig ist es, das Verhalten gegenüber Christen in den muslimisch bestimmten Ländern öffentlich zu beklagen. Außerdem müssen wir Christen endlich den Glauben der Muslime studieren und uns darauf vorbereiten, ihnen von der Freude und tragenden Kraft des Glaubens an den Christus Jesus zu berichten. Denn der Christus Jesus, zu dem wir uns bekennen, ist keineswegs nur ein geisterfüllter irdischer Prophet des Höchsten und Vorgänger Mohammeds, sondern der einzigartige messianische Gottessohn und Mittler des Heils für alle Menschen.

V

Der ökumenische Tauf- und Missionsbefehl aus Mt 28,16–20 und Jesu Weisung aus Joh 17,18 haben für das auch in Deutschland wieder zur Minderheitenreligion gewordene Christentum neue Aktualität gewonnen. Die Älteren unter uns sind es noch gewohnt, Christentum und Gesellschaft als eine Art Einheit zu betrachten und christliche Grundsätze (wie die Verpflichtung zur Nächstenliebe) als allgemeines europäisches Kulturgut anzusehen. Aber die im 4. Jh. unter Einsatz politischer Macht hergestellte Einheit von Christentum und Gesellschaft ist in rascher Auflösung begriffen. In dieser Umbruchssituation steht jedes Gemeindeglied neu vor der Frage, wo es von seiner Taufe her hingehört. Mehr noch: Wir müssen nicht mehr nur im Stillen auf diese Frage Antwort geben, sondern auch wieder lernen, in der Öffentlichkeit für unseren Glauben einzustehen und anderen Menschen Rechenschaft über den Grund unseres Glaubens zu geben (1Petr 3,15). Wir sind ganz neu zur missionarischen Zeugenschaft herausgefordert und sollten uns gegenseitig helfen, in dieser Rolle eine möglichst überzeugende Figur zu machen. Wenn wir uns bemühen, Zeugen des Christus Jesus zu sein, will er nach Mt 28,20 bei und mit uns sein bis an das Ende aller Zeiten.

7 Vgl. M. Heckel, Verfassungsrechtliche Gesichtspunkte zu einem Religionsunterricht für muslimische Schülerinnen und Schüler, ThBeitr 30, 1999, 277–285.